

METTE  
THANSEN  
DER  
GESCHMACK  
DES LEBENS

ROMAN



KNAUR \*

Alle Orte und Landschaften, die in diesem Roman genannt werden, existieren in der Realität. Alle Personen und Tiere, Höfe und Häuser, Läden und Lokale sind fiktiv.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Originalausgabe Oktober 2023

Knaur Taschenbuch

© 2023 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Heike Fischer

Das Zitat von Albert Camus stammt aus: Albert Camus,

*Der Fall*. In der Übersetzung von Guido M. Meister

© 1957, Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg.

Covergestaltung: Atelier Sanna, Claudia Sanna

Coverabbildung: Atelier Sanna, Claudia Sanna

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-21789-4

*Für alle Frauen,  
die Neuland erobern.*



## DREIKÄSEHOCH

Und hiervon nehme ich auch noch etwas mit.«

Meine Augen wandern über die zahllosen Käsesorten, die sich vor mir auftun. Ein Marktstand voller Köstlichkeiten.

»... mit Heidekräutern, Pistazien, Trüffeln, Steinpilzen«, murmle ich, die Etiketten studierend, vor mich hin. Hilfe, wie soll man sich denn da entscheiden?

»Woraus ist der Frischkäse denn gemacht?«, frage ich die Marktfrau, um ein bisschen Zeit zu schinden.

»Aus Ziegenmilch. Bei uns ist alles aus Ziegenmilch. Wir haben keine andere.«

Verwundert blicke ich auf und schaue hinein in ein sommer-sprossiges Gesicht, auf dem immer noch die Bräune des Sommers liegt.

»Ziegen in der Lüneburger Heide?«, frage ich. »Ich dachte, hier leben nur Schafe.«

Die Sommersprossen fangen an zu tanzen. »Nein«, mein Gegenüber schüttelt fröhlich den Kopf, »hier gibt es auch hundert-fünfzig Ziegen – nämlich meine. Aus der ganzen Milch, die sie geben, machen wir den Käse hier.«

In einem formvollendeten Halbkreis schwingt ihre Hand über die Auslage. Dann tippt sie gegen das Plakat, das hinter ihr hängt. Darauf tummelt sich eine Heerschar schneeweißer Gestalten: Ziegen mit hoch erhobenen Köpfen und Hörnern, mit fransigen Bärten und hellwachen Augen. Lebensfroh, fast schon vorwitzig blicken sie in die Kamera.

»Das ist der neue Offenstall, den wir im letzten Jahr gebaut haben, und hier«, ihr Zeigefinger wandert über die bunt zusam-

mengestellte Fotocollage, »hier grast die Herde auf den Sommerweiden.«

Ich nicke mehrmals hintereinander, sage leise: »Wow!«

»Und das bin ich!«

Plötzlich, irgendwo aus den Untiefen des Verkaufswagens, schnellt ein kleines Mädchen hervor. Sie reckt sich empor, ihren Zeigefinger hat sie kraftvoll ausgestreckt, wie auch ihren ganzen Körper.

»Hier bin ich, als ich noch klein war.«

Jetzt stellt sie sich auf die Zehenspitzen und erreicht so ein Foto, das einen roten Kinderwagen inmitten einer Ziegenherde zeigt. Die Marktfrau und ich lachen.

»Genau«, sie streicht dem Kind zärtlich, fast genussvoll über das kastanienbraune Haar, »das bist du, als du noch klein warst.«

»Mama«, das Mädchen hat sich angekuscht und legt seinen Kopf in den Nacken, »haben wir den Kinderwagen aufgehoben?«

»Ja, Valerie, er steht oben auf dem Speicher. Wieso fragst du?«

»Weil wir ihn doch brauchen, wenn meine Schwester kommt.«

Die Ziegenbäuerin rollt kurz die Augen, schmunzelt und blickt dann zu mir.

»Davon fängt sie immer wieder an. Valerie wünscht sich nichts sehnlicher als eine Schwester.«

»Na ja«, ich blinzele der Kleinen verschwörerisch zu, »so was lässt sich doch machen.«

Ich ernte von Valerie ein begeistertes Strahlen, das mich eine breite Zahnücke sehen lässt. Vermutlich ist die Kleine gerade in die Schule gekommen, sie hat die ersten Milchzähne verloren – das macht sie nur noch niedlicher. Was für ein hinreißendes Geschöpf. Auch sie ist braun gebrannt, ihre schmalen Schultern stecken in einem bunt gestreiften Sommerkleid.

»Mama ... bekomme ich denn ein Schwesterchen?«

Irgendetwas in ihrem Tonfall rührt mich urplötzlich an. Dieses leichte Kippen der Stimme. Dieses Bitten, dieser flehende Wunsch. Ich muss schlucken und senke rasch meinen Blick. Wie oft hatte ich früher genauso vor meinen Eltern gestanden. Wie sehr hatte ich mir ebenfalls eine Schwester gewünscht.

»Valerie, ich muss jetzt weiterarbeiten.« Ohne weiter auf das Thema einzugehen, beugt sich die junge Mutter vor, streicht ihrer Tochter die Haare aus der Stirn und küsst sie. »Magst du noch ein bisschen Ponyhof spielen?«

Ohne jeden Widerspruch verschwindet die Kleine hinter der Verkaufstheke.

»Aber nicht wieder auf Bella und Lucy treten«, tönt es von unten.

»Valerie hat ihre Spielzeug-Pferde mitgebracht«, erklärt ihre Mutter. »Wir haben nämlich heute«, jetzt beugt sie sich nach vorne und senkt dabei die Stimme, »ein kleines Betreuungsproblem.«

»Aha.« Ich nicke verständnisvoll und blicke zurück auf die Auslage. »Jetzt bin ich mit meiner Käseauswahl aber immer noch nicht weiter.«

»Nimm den mit Heidekräutern.« Valeries Stimme erschallt von unten. »Den mag ich auch.«

»Na, wenn das so ist.« Ich bin erleichtert, dass die Entscheidung gefallen ist. »Dann bitte einmal Frischkäse mit Heidekräutern.«

Voller Vorfreude schaue ich zu, wie das kleine Schmuckstück in meinen Einkaufskorb wandert. In dem liegen bereits ein köstlicher Schnittkäse, ein ansehnliches Stück Brie und ein Camembert.

»War's das?«

Ich nicke, und während die sommersprossige Ziegenbäuerin alle Preise zusammenrechnet, mustere ich sie unauffällig. Wie alt mag sie sein? Ende zwanzig? Anfang dreißig? In jedem Fall: blut-

jung. Und trotzdem besitzt sie einen eigenen Ziegenhof. Erstaunlich. Und eine zuckersüße Tochter.

Noch einmal wandert mein Blick hinüber zu den Fotografien auf dem Plakat. Auch Motive aus der Käserei sind dabei. Ich erkenne edelstahlgänzende Rührkessel, einen Reifekeller mit langen Holzregalen, Kisten, in denen sich fertig verpackte Waren stapeln.

»Dann bekomme ich dreiundzwanzig Euro, bitte.«

Ich suche in meiner Handtasche nach meinem Portemonnaie.

»Na, Ziege, nimmst du wieder arme Touristen aus?«

Überrascht blicke ich zur Seite, in ein vollbärtiges Gesicht. Wer ist denn das?

»Du sollst mich nicht immer Ziege nennen, Klaas, das ist unverschämte«, begehrt die junge Frau auf – und erntet ein sichtlich zufriedenes Grinsen. »Hau schon ab, du musst eh längst im Bett liegen.«

»Aye, aye!« Er tippt sich an seine Schirmmütze und läuft weiter. Etwas irritiert schaue ich der hochgewachsenen Gestalt nach, wie sie sich zwischen den Marktbesuchern verliert. Ein winziger Rauhaardackel folgt ihr dicht auf den Fersen. Was für ein kurioses Paar.

»Wer war das denn?«, frage ich.

»Klaas, der frechste, aber auch der beste Bäcker der Stadt. Ach, was sag ich, der beste Bäcker im ganzen Landkreis. Er steht jede Nacht um vier Uhr auf, um sein Brot zu backen. Mittags legt er sich dann noch einmal hin.«

»Aha.« Ich zähle Kleingeld ab und reiche es zusammen mit zwei Scheinen über die Ladentheke.

»Stimmt genau, danke sehr.«

Kurz hebe ich die Hand zum Gruß, und während ich mich abwende, fällt mir noch etwas ein.

»Ach, wo finde ich denn die Bäckerei von diesem ... Klaas? Zu all dem Käse brauche ich ja noch eine Beilage.«

»Einfach am Rathaus vorbei und dann immer geradeaus. Der Laden ist nicht zu verfehlen.«

Ich bedanke mich und schnalle meinen mit allen Markteinkäufen gefüllten Korb auf meinem Leihrad fest. *Etwas wackelig*, denke ich, als ich meinen voll beladenen Gepäckträger betrachte, *müsste aber halten*.

»Grüßen Sie mir Ihren Dreikäsehoch, wenn er wieder auftaucht!«, rufe ich der Ziegenbäuerin noch zu, dann schiebe ich mein Rad holpernd über Lüneburgs Kopfsteinpflaster davon.

*Es war eine gute Idee, hier meinen Anker zu werfen und einfach ein paar Tage auszuspannen*, denke ich. *Wie schön diese kleine Hansestadt doch ist, geradezu beschaulich*. Ich hebe meinen Blick und lasse ihn über die Fassaden gleiten. Fast jedes Gebäude scheint unter Denkmalschutz zu stehen, hier in der Altstadt schmiegt sich eine Backsteinschönheit an die nächste. Viele der Giebelhäuser stammen, wie die verwinkelten Gassen auch, aus dem Mittelalter. Das jedenfalls habe ich gestern bei der Stadtführung erfahren, die direkt vor meiner Ferienwohnung Station gemacht hat. Ich musste gar nicht erst lauschen, dank meines offen stehenden Küchenfensters war jedes Wort bestens zu verstehen. Und so hörte ich auch von dem Wochenmarkt, der immer mittwochs und samstags vor dem historischen Rathaus stattfindet.

*Ein richtig guter Tipp*, denke ich jetzt, dann reißt mich ein Klingeln aus den Gedanken. Mein Handy. *Oh, bitte, lass es nichts Geschäftliches sein*, flehe ich in Richtung Himmel, *lass mich noch ein bisschen Urlaub machen*.

Rasch lehne ich mein Rad gegen die nächste Hauswand und fische mit der frei gewordenen Hand in meiner bauchigen Tasche herum. Drei Klingeltöne später habe ich das verflixte Ding gefunden. Zum Glück leuchtet eine völlig gefahrlose »Betty« auf dem Display auf.

»Das ist ja ein schöner Anruf«, begrüße ich meine Freundin.



»Hey, Frauke, wo erwische ich dich? New York, Berlin, Tokio?«

»Nein, in Lüneburg.«

»What?«

»Lüüüneeebuurg«, wiederhole ich jetzt mit leicht erhobener Stimme.

»Wo, bitte sehr, ist das denn?«

»Südlich von Hamburg. Vielleicht hast du schon mal was von der Lüneburger Heide gehört, von Heidschnucken und Heidekraut?«

Am anderen Ende ist Stille eingeleert. Erst Stille, dann folgt ein Kichern.

»Aber, Frauke, das ist in der Provinz. Was tust du da? Du bist doch, wenn überhaupt, eine Stadtpflanze und kein Heide-Dingsda.«

*Betty, wie sie leibt und lebt*, denke ich gut gelaunt und lehne mich neben mein Rad an die wohltemperierte Backsteinfassade. Obwohl es schon Ende September ist, hat die Sonne sie aufgeheizt, wohlig strömt ihre Wärme in meinen Rücken.

»Ach, das ist eine komplizierte Geschichte ... ich ... also ... es ist so, dass ...«, ich gerate ins Stolpern, fange mich aber wieder, »... um es kurz zu machen: Ich bin im Urlaub.«

»Sag mal, ist alles in Ordnung? Ist Justus bei dir?«

»Nein. Wieso fragst du? Mir geht es ausgezeichnet. Die Sonne scheint, und ich bin bester Stimmung.«

»Ich darf einmal zusammenfassen: Du bist, erstens, auf dem Land, du machst, zweitens, Ferien, und das, drittens, alles ohne deinen Mann. Du!« Betty holt tief Luft. »Das ist seltsam! Das hört sich nach allem an, aber gewiss nicht nach meiner Frauke.«

»Mir geht es wirklich gut, echt, kein Grund zur Sorge.«

Bei den letzten Worten erhebe ich erneut meine Stimme, denn auf Lüneburgs Straßen ist es laut geworden.

»Was ist denn jetzt los? Ich versteh gar nichts mehr ...«

Auch da hat Betty recht. Denn pünktlich um zwölf Uhr ertönt das Glockenspiel im Rathausurm – und der erhebt sich direkt gegenüber.

»Meißner Porzellan!«, rufe ich in mein Smartphone, das ich mir jetzt direkt vor den Mund halte. Auch diese Info habe ich gestern dem Stadtführer abgelauscht. »Lüneburg hat ein Glockenspiel aus Meißner Porzellan. Das spielt dreimal am Tag.«

Ich höre ein vieldeutiges »Aha« und dann: »Meinst du nicht, dass ich ...«

Rabatz! Ein gewaltiges Krachen reißt mich aus dem Telefonat, und ein Camembert, gefolgt von zwei Äpfeln, Möhren und einer roten Zwiebel, kullert über das Kopfsteinpflaster.

»Oje, ich muss Schluss machen, sorry!« Im nächsten Augenblick habe ich meine Freundin weggedrückt und eile meinen Einkäufen hinterher. Mist, meine Gepäckträgerkonstruktion hat doch nicht gehalten. Schnell hebe ich meinen Korb vom Pflaster auf und greife nach den verlorenen Stücken. Bei der letzten Karotte allerdings kommt mir eine Hundeschnauze zuvor.

»Fichte! Fichte, lass das!«

Überrascht blicke ich erst auf, dann einem schnellen Mann und einem noch schnelleren Dackel hinterher.

»So ein Miststück!« Der Zweibeiner hat gestoppt, und der ihm nun vorauseilende Hund verschwindet – hoch erhobenen Hauptes – in einem Eckhaus. Inklusive Möhre.

»Dieses Vieh macht mich noch verrückt.« Das offensichtliche Herrchen hat sich umgedreht, den Blick zum Himmel gerichtet. Und jetzt erkenne ich ihn: Es ist Klaas, der vollbärtige Bäcker. Ich spare mir einen Kommentar à la »Wie der Herr, so 's Gescherr« und richte mich langsam auf.

»Ist ja nicht so schlimm. Es war ja nur eine Möhre«, versuche ich stattdessen zu beschwichtigen, und schiebe mit einem »Be- kommt Ihr Hund denn nicht satt zu essen?« einen kleinen, durch-

aus versöhnlichen Scherz hinterher – freundlich und zuvorkommend, wie ich nun mal bin.

»Blödsinn«, lautet seine harsche, seine einzige Reaktion.

*Das ist ja allerhand*, denke ich entrüstet. *Charmant ist definitiv anders.*

Immerhin lässt es sich der Typ nicht nehmen, mein Rad aufzustellen und es mir in die Hand zu drücken. Dann – ohne ein Wort des Grußes oder gar einer Entschuldigung – macht er sich von dannen. Den halblauten »Chauvi« kann ich mir einfach nicht verkneifen, worauf er »Das habe ich gehört« über die Schulter zurückwirft.

Dieser Kerl ist unverschämt, die Ziegenbäuerin hatte völlig recht, ein ungehobelter Klotz. *Der sollte mir im Business mal zwischen die Finger kommen, aus dem würde ich Kleinholz machen*, denke ich angriffslustig und schiebe mein Fahrrad energisch voran. Seit ich mich als Kommunikationstrainerin selbstständig gemacht habe, sind das wertschätzende Miteinander und achtsame Höflichkeit meine Sache. Von all dem hat dieser Mensch nun wirklich nichts. Nichts! So etwas wie eine gute Kinderstube hat der nie von innen gesehen. Und was das Schlimmste an all dem ist: Ihm fällt es noch nicht einmal auf! Typen wie ihm ist der Selbstzweifel ebenso fremd wie die Selbstreflexion. Die pflügen durch ihr Leben wie ein tumbes Nashorn und fühlen sich auch noch gut dabei. Selbstherrliche Egomane, die ...

Mit einem Mal steigt mir ein köstlicher Duft in die Nase und verdrängt meine Gedanken, die mich zunehmend in Rage versetzen. Aber jetzt ist da dieser unnachahmliche Geruch von frisch gebackenem Brot. Wie ein Versprechen schwebt er durch die Luft.

Mein Ziegenkäse kommt mir in den Sinn, ich sehe bildlich vor mir, wie sich eine Scheibe davon über eine kräftige Brotkruste legt, spüre beides, das eine kross, das andere buttrig weich auf ...

Hilfe! Angesichts solch kulinarischer Hochgenüsse kann ich nur die weiße Fahne schwenken.

Natürlich kann ich mir zusammenreimen, dass diesem Klaas die Bäckerei gehört, die mir gerade meine Sinne vernebelt, genau diesem frechen, ungehobelten Kerl, dem ich soeben noch eine Abreibung vom Feinsten verpassen wollte. Und doch verbannt mich dieser köstliche Duft in meine eigene Machtlosigkeit.

Wie hypnotisiert parke ich mein Rad, sicherheitshalber im Fahrradständer, und trete in das olfaktorische Schlaraffenland hinein.

Mein Mann, Justus, das weiß ich genau, würde jetzt diesen gewissen, leicht spöttischen Gesichtsausdruck aufsetzen: beide Augenbrauen angehoben, den rechten Mundwinkel eingezogen, den Blick in eine leere Weite gerichtet. Und dann, nach einer kleinen Kunstpause, würde er sagen: »Wieder denkst du nur ans Essen. Dabei würdest dir zwei, drei Kilo weniger wirklich guttun.«

Ja, genauso wäre es, aber Justus ist fern – und ich bin im Himmelreich. Denn schon ist sie da, die ausladende Theke mit ihren herrlichen, eindeutig handgemachten Broten, die sich verheißungsvoll vor mir aufreihen. Auf den ersten Blick weiß ich, welches am besten zu meiner Käseauswahl passen wird. Vom »Bäcker himself« ist – zum Glück – nichts, aber auch gar nichts zu sehen.

»Ich nehme das kleine Roggenbrot dort«, stoße ich hervor, kaum dass mich die Verkäuferin ansieht.

»Gerne«, antwortet sie routiniert und schlägt meinen Favoriten in ein braunes, seltsam durchlöcheretes Packpapier ein. »Bewahren Sie es am besten hierin auf, dann bleibt es lange frisch«, erklärt sie, als ihr mein skeptischer Blick auffällt, »wir haben das Papier selbst entwickelt.«

»Das ist ja interessant, vielen Dank.« Ich greife nach dem Päckchen, das sie mir entgegenreicht, und lege es ganz oben auf meinen

Einkaufskorb. »Und jetzt könnte ich noch etwas Süßes für heute Nachmittag gebrauchen. Was für Kuchen haben Sie?«

»Wir haben keine Kuchen. Wir backen nur Brot.«

Was ist das denn? Ich bin irritiert.

»Aber Sie werden doch süße Teilchen haben, wenigstens ein paar Croissants oder Milchbrötchen.«

»Nein, wirklich, wir backen und verkaufen nur Brote.« Die Verkäuferin wird nachdrücklich und blickt bereits den neu eingetretenen Kunden entgegen. So zähle ich, begleitet von einem dahingemurmerten »Na, wenn das so ist«, mein Kleingeld auf die Theke und mache Platz. Dabei spüre ich, dass ich neuen Stoff zum Nachdenken habe: Denn was für ein seltsamer Typ ist dieser Klaas eigentlich? Ein Bäcker, der nur Brot backt? Ein selbstgefälliger Eigenbrötler, der macht und tut, was er will? Höchst seltsam.

Als ich, den Kopf voller Gedanken, den Laden fast schon verlassen habe, fällt mir ein leises Schmatzen auf. In einer Nische neben der Eingangstür liegt, gebettet auf einem kleinen Kissen, der räuberische Dackel. Höchst zufrieden, mit einem samtigen Glanz in den Augen knabbert er an meiner Möhre. Bis zu diesem Moment wusste ich nicht, dass Hunde auch Gemüse mögen. Aber die genussvolle Zufriedenheit, die von diesem kleinen Tier ausgeht, die kenne ich nur zu gut. So lächle ich ihm verschwörerisch zu und flüstere: »Lass es dir schmecken.« Dann gehe ich hinaus zu meinem Fahrrad.



## VERMALEDEIT

**G**rün ist sie noch, die Eiche, die ihre Äste vom Hinterhof aus sacht über meiner Dachterrasse ausbreitet. Ihr scheint der nahende Herbst nichts anhaben zu können, auch wenn die anderen Laubbäume längst gelbe und braune Blattspitzen zeigen. Und so genieße ich meine grüne Laube, strecke mich wohligh auf meinem Deckchair aus.

Diese Ferienwohnung, die ich so mir nichts, dir nichts gebucht habe, ist der Hit. Ein Glücksgriff. Eine schnuckelige Mansarde in einem dieser prächtigen Giebelhäuser, die Lüneburgs Gesicht prägen.

Ganz oben im Spitzboden ist mein Schlafzimmer untergebracht: ein Traum in Weiß mit offen gelegten, gekalkten Balken, dazu ein schlichtes, französisches Bett mit schwerer Baumwollwäsche, ein Boden aus gewachsenen Bohlen, eine Kommode – mehr nicht. Großartig. Ich kann nur in der Mitte des Zimmers, unter dem Dachfirst, aufrecht stehen, so niedrig ist es – und so gemütlich.

In der Etage darunter befindet sich nicht nur die Terrasse mit dem Deckchair, sondern auch ein hübsches, hellblau gestrichenes Wohnzimmer mit offener Küche. Ihr Design ist schlicht und versteht sich deshalb exzellent mit einem antiken Büfett aus Weichholz, das geschickt in sie integriert ist. Gleich hinter ihm wird es gemütlich: ein hellgraues Stoffsofa, bezogen mit weichem, gewaschenem Leinen, ein Lesesessel mit Fußbänkchen, dazu ein Kaminofen und wunderschöne dänische Sprossenfenster. Die Raumaufteilung ist übersichtlich, aber wohlüberlegt. Sogar ein kleiner Sekretär findet neben der Terrassentür noch Platz.

*Mehr Wohnung braucht kein Mensch*, denke ich und wackele gut gelaunt mit meinen Fußzehen, deren Nägel soeben einen frischen, hellroten Lack bekommen haben. Dann greife ich zu meinem Handy, um die Wetterprognose zu checken. Für morgen plane ich eine Fahrradtour – und die am liebsten im Sonnenschein. Nur komme ich gar nicht bis zum Wetter, denn Betty hat geschrieben. Dreimal, um genau zu sein:

Was ist los bei dir? Warum drückst du mich weg?

Kannst du dich bitte noch mal melden.

Und zuletzt, vor knapp einer Minute:

Frauke, ruf mich an!

Ich spüre ein schlechtes Gewissen in mir aufsteigen und wähle Bettys Nummer, lasse es sieben Mal klingeln, dann lege ich unverrichteter Dinge wieder auf. Dafür schicke ich ihr meinen aktuellen Standort, ein paar Bilder von der Ferienwohnung, die ich bezogen habe, und ein Foto von meinen frisch lackierten Fußnägeln. So, das muss zur Beruhigung genügen.

Ich lasse mein Handy sinken und streiche mir ein paar Brotkrümel, die sich auf meinem Schoß verteilen, vom Kleid. Die kleine Ziegenkäseauswahl, die ich soeben vernascht habe, war himmlisch. Und dazu dieses traumhafte Roggenbrot – ein Gedicht: innen weich, fast schon saftig, außen kross und fest. Es hat, kaum zu fassen, noch besser geschmeckt als gerochen.

Dieser eigenwillige Bäcker versteht sein Handwerk, das muss ich ihm lassen. Und ja, vermutlich, muss ich seinen Laden noch das eine oder andere Mal aufsuchen, solange ich hier in Lüneburg meine Zelte aufgeschlagen habe.

Jetzt aber könnte ich mir ein dezentes Glas Rotwein gönnen. Die Flasche, die offen in der Küche steht, ist gewiss noch halb voll. Oder ist es noch zu früh für Wein? Als ich nach meinem Handy greife, um nach der Uhrzeit zu sehen, blinkt es auf. Betty! Ich tippe auf den grünen Hörer.

»Frauke, Frauke, was treibst du nur?«, begrüßt sie mich.

»In der Sonne sitzen, Nägel lackieren, mit meiner besten Freundin quatschen – so was halt.«

»Und das an einem Mittwoch. Sorry, ich kann mir das bei dir einfach nicht vorstellen, wo du doch das fleißigste Bienchen unter Gottes Sonne bist. Komm, sag«, Betty holt geräuschvoll Luft, »was ist los?«

»...«

»Hm, du schweigst, dann lass mich nachdenken: Müsstest du jetzt nicht in Hamburg sein? Hatte dich nicht diese große Reederei für mehrere Trainings gebucht? Du hast mir doch davon erzählt, genau, jetzt erinnere ich mich wieder: Du solltest die ganze Crew coachen. Es gab da Probleme, weil die Passagiere, die auf diesen Luxuslinern durch die Weltgeschichte dampfen, immer komplizierter werden ...«

»... anspruchsvoller«, hake ich ein, »sie werden anspruchsvoller. Wer ›kompliziert‹ nur denkt, hat in der Kundenkommunikation schon verloren.«

»Aha, da bist du also wieder.« Ich sehe förmlich, wie sich ein Gewinnerlächeln auf ihrem Gesicht ausbreitet. »Was ist nun also mit diesen – ich betone – anspruchsvollen Passagieren und den nicht minder schicken Stewards dieser Reederei? Warum bist du nicht bei ihnen?«

»Die Hamburger haben abgesagt. Einfach so. Acht Trainingstage, ein richtig dicker Auftrag.«

»Nein«, Betty zieht das Wort in die Länge, »aber das geht doch nicht.«



»Leider doch, ich war schon auf der Autobahn Richtung Hamburg, da klingelte mein Telefon, Frau von Mallinckrodt, die Geschäftsführerin, war dran.«

»Was hat sie gesagt? Sie muss doch einen Grund genannt haben.«

»Personalabbau. Die Eignerfamilie der Reederei hatte eine Unternehmensberatung im Haus und will jetzt erst mal schlanker werden. Schlanker und smarter und jünger und dynamischer – und weiß der Henker, was noch alles.«

Ich spüre, wie ich ärgerlich werde, deshalb rappele ich mich aus meinem Liegestuhl hoch und laufe in die Küche, vorsichtig, denn der Nagellack ist noch nicht ganz trocken.

»Aber du warst doch fest gebucht. Hast du keine Auftragsbestätigung geschrieben? In deinen AGBs sind Stornogebühren definiert. Hast du die schon abgerechnet?«

Betty, das muss spätestens jetzt erwähnt werden, ist nicht nur meine beste Freundin, sondern auch meine Frau für alles Finanzielle. Sie hat sich mit ihrer Steuer- und Wirtschaftsberatung auf die Branchen Kommunikation und Kunst spezialisiert. Ein einträgliches Geschäft, spätestens seitdem der Kunstmarkt boomt.

»Offiziell«, jetzt bin ich diejenige, die die Wörter lang zieht, »offiziell sind die Trainings nur verschoben. Sobald sich die See wieder beruhigt hat, will das Human Resources Management selbstverständlich weiter mit mir zusammenarbeiten. Auf eine derart kostbare Expertin wie mich will man auf keinen Fall verzichten, wo wir doch so eine vertrauensvolle und sicher auch belastbare Geschäftsbeziehung pflegen ...«

»Das hat dir die Geschäftsführerin gesagt?« Betty unterbricht mich.

»Originalton.«

»Hm.«

»Genau: hm.«

»Das heißt auf Deutsch: Du sollst brav die Füße stillhalten und bloß nicht irgendwelche Kosten geltend machen, sonst ist dein Kunde futsch.«

»Liebe Betty, ich hätte die Situation nicht besser zusammenfassen können.« Mittlerweile stehe ich vor dem Küchenbüfett, stelle mein Handy auf laut und ziehe den Korken aus der Weinflasche. Mit viel Schwung befülle ich ein Glas. Mit ihm, meinem Smartphone und natürlich Betty geht es zurück auf die Terrasse.

»Und jetzt?«, fragt sie.

»Jetzt nutze ich die Gunst der Stunde und mache ein paar Tage Urlaub.«

»In Lüneburg?«

»In Lüneburg«, bestätige ich frohgemut.

»Und was macht man da so? So ganz allein?«

»Oh, ich fühle mich nicht allein. Hast du nicht die süße Wohnung gesehen, die ich gemietet habe? Außerdem gibt es hier eine Menge interessanter Leute. Heute Vormittag habe ich auf dem Markt beispielsweise eine Ziegenbäuerin kennengelernt, die fantastischen Käse herstellt, und es gibt hier einen Bäcker, ich sag dir, der backt ...«

»Okay, okay, ich sehe, du bist wohlauf. Solange du ans Essen denkst, ist alles in Ordnung.«

»Haha.« Jetzt bin ich doch ein bisschen pikiert. Bin ich für mein Umfeld wirklich derart durchschaubar? Eigentlich reicht es mir schon, dass Justus auf meinem »kulinarischen Spleen«, wie er sagt, herumreitet. Betty muss es nicht auch noch tun.

»Also, Frauke, ich muss jetzt auflegen.« Meine Freundin wechselt in ihren geschäftlichen Tonfall. »Auf mich wartet das nächste Meeting.«

Ein kurzes »Tschüss«, und unser Gespräch ist so abrupt beendet, wie es begonnen hat. Betty eben.

Als ich mein Telefon auf dem kleinen Bistrotisch ablege, den ich neben meinem Deckchair positioniert habe, ist es still geworden. Seltsam still. Ich lausche hoch zur Eiche. Kein Lüftchen geht. Kein Blatt raschelt.

Dafür räuspere ich mich, nehme einen Schluck Wein und lasse meinen Kopf nach hinten sinken. Vielleicht hätte ich Betty doch alles erzählen sollen. Ich schließe die Augen. Vielleicht wäre es besser gewesen.

Mit einem Mal ist meine gute Laune verflogen. Vor meinem inneren Auge sehe ich mich wieder auf diesem Autobahnparkplatz der A7 stehen, kurz nach Hannover. Auf meiner Windschutzscheibe liegt Nieselregen. Während die Lkw-Fahrer draußen aussteigen und ungeniert gegen alles pinkeln, was nicht wegläufen kann, sitze ich im Wagen und heule mir die Augen aus dem Kopf. Nicht wegen der Reederei, die mir gerade eine arrogante, ja, eine richtig fiese Absage erteilt hat, nein, ich heule wegen des letzten Tropfens, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat.

Das Fass, das sich seit Monaten füllt und füllt. Das mich immer angespannter werden ließ und vor lauter Panik immer fröhlicher, lauter, aktiver. Ich bin ein Harmoniemensch, ich kann es nicht ertragen, wenn der Haussegen schief hängt. Dann tue ich alles, um ihn wieder geradezurücken.

Aber diesmal ist es mir nicht mehr gelungen. Diesmal ist Justus nur noch schweigsamer geworden, und am Ende hat er gar nichts mehr gesagt. Nichts, bis auf diesen einen Satz: »Ich ziehe aus.«

Ich ziehe aus. Das war am Sonntag. Montagfrüh schon musste ich nach Hamburg, zum Training bei dieser vermaledeiten Reederei. Ich bin ein Profi, und natürlich habe ich mich – nach einer durchwachten, schrecklichen Nacht – auf den Weg in die Hansestadt gemacht. Und ich war froh darüber! Was sollte ich auch zu Hause? Meinem Verflommenen dabei helfen, die Koffer zu packen?

Nein, ich war erleichtert, als Frankfurt hinter mir verschwand. Aber als plötzlich die Hamburger anriefen und mir auch noch eine Absage erteilten, eine Abfuhr, als sei ich der letzte dahergelaufene Depp, da war es um meine Selbstbeherrschung geschehen. Ich beendete das Telefonat mit einem letzten Rest von Haltung – und schluchzte los. Haltlos. Um keinen Unfall zu riskieren, steuerte ich den nächsten Autobahnparkplatz an, spätestens da waren alle Schotten offen.

Ich hatte, wie so oft in letzter Zeit, das Gefühl, alles, aber auch wirklich alles in meinem Leben falsch gemacht zu haben.

Irgendwann später wischte ich mir die Tränen vom Gesicht, startete den Motor erneut und betätigte die Scheibenwischer. Ich verließ den Parkplatz, fuhr bis zur nächsten Autobahnabfahrt, um zu wenden und zurück nach Frankfurt zu fahren. Doch dann sah ich das Schild, dieses Hinweisschild neben der Abfahrt: Lüneburg.

Lüneburg. In Sekundenschnelle ließ dieses eine Wort einen ganzen Film vor mir ablaufen: ein reetgedeckter Bauernhof, samtweiche Kaninchen, Hühner, ein Pony. Meine Eltern. Endlose Sommerferien. In der Lüneburger Heide hatten wir einige Familienurlaube verbracht, wunderschön waren sie, damals, in längst vergangener Zeit.

Einem Impuls folgend, lenkte ich meinen Wagen erneut an den Fahrbahnrand und brachte ihn zum Stehen. Dann öffnete ich den Internetbrowser meines Handys, tippte »Lüneburg« und »Ferienwohnung« hinein. Denn was, bitte schön, was sollte ich zu Hause? In einer Wohnung, die ich schon immer als zu groß, als unterkühlt empfunden hatte, und die mich jetzt – ohne meinen Mann – erdrücken würde. Nein, ich wollte überallhin, aber bestimmt nicht in ein kaltes, leer geräumtes Zuhause.

Mit dem Daumen scrollte ich durch die Suchergebnisse. Es dauerte nicht lang, und ich fand es, mein Nest. Eine hinreißend

schöne Maisonette-Ferienwohnung, zwei Zimmer in der Mansarde, dazu eine Dachterrasse, die wie ein Vogelnest in die Krone einer Eiche überzugehen schien. Die Fotos allein reichten, um mich zu überzeugen. Sofort rief ich die Vermieterin an, und, ja, ich hatte Glück, die Wohnung war frei und sofort verfügbar.

Ich startete den Wagen, schon ging es mir wieder besser. Vor allem, als ich die seltsam vertraute Landschaft der Lüneburger Heide erblickte, die nun vor meiner Windschutzscheibe auftauchte: das weite Land, seine ausgedehnten Kiefern- und Buchenwälder, unterbrochen von verträumten Wiesen und Weilern.

Als ich die kleine Stadt erreichte, war ich bereit, dort zu stranden. Im wahrsten Sinne des Wortes, denn wie sich herausstellte, lag meine Wohnung direkt an der Ilmenau, Lüneburgs Fluss, an dessen Namen ich mich tatsächlich noch erinnern konnte. Der Bauernhof, auf dem ich in Kindertagen meine Ferien verbracht hatte, befand sich auch nicht weit von seinem Ufer entfernt.

Meine Vermieterin Frau Anderson, die direkt im Nebenhaus wohnt, nahm mich mit einem herzhaften »Moin« in Empfang. Auch das hatte ich fast vergessen: das norddeutsche, allgegenwärtige Moin.

Mit einem Blick schien meine lebenskluge Vermieterin meinen Zustand zu erkennen. Sie stellte keine Fragen. Nach einem kurzen Rundgang übergab sie mir die Schlüssel, drückte einmal warm meine Hand und zog leise die Tür hinter sich zu.

Und dann kam ich an. Ich bekam meine Zeit und hatte meinen Raum.

Später, als mich der Hunger drückte und ich wieder in den Hausflur trat, sah ich eine Flasche Rotwein neben meiner Fußmatte stehen, die auf mich wartete. »Willkommen bei uns in Lüneburg« stand in krakliger Handschrift auf dem Post-it, das auf ihrem Bauch klebte. Das rührte mich so sehr, dass mir erneut die Tränen in die Augen stiegen.

So auch jetzt. Jetzt aber schlucke ich sie hinunter, räuspere mich und richte mich auf. Denn eine Bewegung, etwas Lebendiges erregt meine Aufmerksamkeit. Da hat sich etwas Grünes in der Eiche niedergelassen: Auf einem Ast schräg über mir sitzt ein recht großer Vogel, eine rote Haube ziert seinen Kopf. Energisch pickt er in die raue Baumrinde. Ob das ein Specht ist? Ich schäme mich ein bisschen, da ich das nicht weiß, und bemühe kurzerhand die Bildersuche von Google. Tatsächlich ein Grünspecht.

Und er bleibt nicht allein: Es dauert nicht lang, und ein zweiter kommt hinzugeflogen. Ist das ein Pärchen? Leben Spechte monogam? Ich widerstehe dem Impuls, Wikipedia danach zu fragen. Dafür kommt mir eine Geschichte in den Sinn, die mir meine Mutter einst von den Waldkäuzchen erzählte, damals auf dem Bauernhof. Wenn es Nacht wurde, hörte man dort die Eulen rufen, ihr lang gezogenes »Huu-hu-huhuhuu« klang in den Ohren eines Stadtkindes ganz schön unheimlich. Vermutlich um mich zu beruhigen, erfand meine Mutter eine weitere ihrer zahllosen Gutenachtgeschichten. Sie handelte von zwei Käuzchen, die nach gemeinsam bestandenen Abenteuern in eine gemütliche Baumhöhle zogen und ein Leben lang beieinanderblieben. In meiner Erinnerung sind Waldkäuzchen die treuesten Tiere der Welt, und wenn sie ihr »Huu-hu-huhuhuu« rufen, dann nur, um dem anderen zu sagen: »Ich bin da, ich bin immer für dich da.«

Ob das wirklich stimmt, weiß ich nicht. Ich habe Google nie nach der Treue von Waldkäuzchen befragt – und werde es auch jetzt nicht tun. Viel lieber schaue ich den beiden Grünspechten hinterher, wie sie, einander folgend, durch die Baumkrone hüpfen. Und ich nehme es als ein Omen, als ein versöhnliches Zeichen.

Vielleicht wird ja alles wieder gut. Ja, vielleicht.